

# Trump soll die Schweiz unter Druck setzen

**Pharma** Die USA fordern in den laufenden Zollverhandlungen höhere Medikamentenpreise. Das ist offenbar Teil der geheimen Verträge, die Roche und Novartis mit dem US-Präsidenten geschlossen haben.

**Isabel Strassheim**

Bei den Zollverhandlungen der USA mit der Schweiz, die bis Ende März abgeschlossen sein sollen, wird die US-Regierung die Schweizer Medikamentenpreise als Thema vorbringen. «Dies wird von US-Seite Teil der Verhandlungen sein», sagt eine zuverlässige Quelle aus der Basler Pharmaindustrie. Offenbar ist dies so in den Verträgen von Roche und Novartis vereinbart, die die Pharmakonzerne mit US-Präsident Donald Trump geschlossen haben. Der Pakt ist jedoch geheim, sodass dies nicht überprüft werden kann.

Die USA werden in den Gesprächen darauf hinarbeiten, dass die Schweizerinnen und Schweizer mehr für Medikamente zahlen. Das überrascht, an sich müsste Trump das gegenteilige Interesse haben: In Europa müssten die Preise stabil bleiben oder gar sinken. Denn der US-Präsident hat in Verträgen mit den Pharmakonzernen festgelegt, dass neue Medikamente in den USA deutlich günstiger werden und genauso viel kosten wie in anderen Industriestaaten. Mit einer Erhöhung in Europa fällt aber der Abschlag in den USA weniger stark aus.

Novartis-Chef Vas Narasimhan erklärte bei der Bilanzmedienkonferenz vergangene Woche erstmals den Mechanismus des US-Deals: Die Preise in Europa sollen ein wenig herauf- und in den USA ein wenig heruntergehen. «Wir werden uns mit der Zeit irgendwo in der Mitte treffen», so Narasimhan.

## Trump fokussiert auf Pharmastaaten

Trump will der Pharmabranche – und ihren Aktienkursen – nicht allzu sehr schaden. Seine grenzüberschreitende Idee ist, dass die Preise in anderen Staaten höher und in den USA mithin nur leicht niedriger ausfallen. Über die Preise in Europa können die Pharmakonzerne jedoch nicht selbst bestimmen. Wie viel ein Medikament kosten darf, regeln in Europa die Regierungen. Deswegen braucht es hier Verhandlungen mit den Staaten.



Werden die Medikamente in der Schweiz teurer? Apotheke in St. Gallen. Foto: Sabina Bobst

Die Pharmaindustrie verhandelt bereits mit den europäischen Ländern, wie Novartis-Chef Narasimhan sagte. In der Schweiz hat der Bund eine Arbeitsgruppe einberufen, die eine Pharmastrategie ausarbeiten soll. Wichtigster Punkt ist das Preisfestsetzungssystem für Arzneimittel. Vorschläge hierzu werden für diesen Herbst erwartet, wie aus Pharmakreisen zu hören ist.

Der Zollvertrag zwischen den USA und der Schweiz soll vorher stehen. Trump dürfte darauf drängen, dass darin bereits höhere Preise für die Schweiz vereinbart werden.

Die Schweiz ist wegen ihrer beiden Weltkonzerne Roche und Novartis bei den Arzneimittelpreisen auf Trumps Radar geraten. Der US-Präsident nimmt sich die Heimatländer grosser

Pharmakonzerne vor, egal, wie gross oder klein sie sind. So auch Dänemark, das mit seinem Abnehmspritzenpionier Novo Nordisk ein Pharmaschwergewicht hervorgebracht hat.

Neben der Schweiz und Dänemark ziehen die USA auch die G7-Staaten Deutschland, Frankreich, Grossbritannien, Italien, Kanada und Japan heran. An sie sollen die US-Preise für neue Me-

## Eine Erstattung nur per Zusatzversicherung würde eine Zweiklassenmedizin schaffen.

Medikamente gekoppelt werden. Und sie sollen über «angemessene Preise» ihren Beitrag an die Medikamentenforschung leisten.

Die USA vergleichen die Preise nicht eins zu eins, sondern adjustieren sie an die jeweilige Wirtschaftsleistung der Länder. Sie ist in der Schweiz unter allen Staaten, die in Trumps Fokus stehen, am höchsten. Das heisst: Schweizer Medikamentenpreise müssen der US-Logik folgend stärker steigen als anderswo.

## Narasimhan bringt «Mitleidsfonds» ins Spiel

Die Ansage von Roche und Novartis ist klar: Erhöht die Schweiz ihr Medikamentenpreissystem nicht, bekommt sie ein Versorgungsproblem: Die Konzerne würden hier neue Arzneimittel nicht mehr anbieten.

Novartis-Chef Vas Narasimhan sieht zwei Alternativen: innovative Medikamente nur noch für Patienten mit Schweizer Zusatzversicherung. «Dann sind sie wenigstens erhältlich, wenn auch nicht für alle», sagte er an der Medienkonferenz letzte Woche. Seine andere Option für die Schweiz: «Wir müssen einen Mitleidsfonds auflegen.» Solche Fonds sind in Entwicklungsländern üblich, wo Medikamente an Schwer Kranke gratis abgegeben werden.

Beide Optionen sind wenig wahrscheinlich. Einen «Mitleidsfonds» für die reiche Schweiz hält auch Narasimhan für unangemessen. Dass er ihn als Möglichkeit überhaupt nennt, zeigt aber, wie ernst die Lage ist.

Die Pharmafirmen können beim Umsatz auf die Schweiz verzichten. Bei Roche und Novartis machen die Erlöse hier

unter ein Prozent aus, bei Pfizer und anderen Konzernen ist es ähnlich. Verkaufen sie ihre neuen Therapien nicht mehr in der Schweiz, spüren sie das nicht. Kranke hier dagegen schon.

Eine Erstattung nur per Zusatzversicherung als andere Option würde eine Zweiklassenmedizin schaffen, die der Schweizer Pharmaverband ablehnt. Die Branche weiss, dass eine einheitliche Gesundheitsversorgung zum Kitt der Schweizer Demokratie gehört.

## Preise im US-Kerngeschäft sollen sinken

Das erhöht den Druck auf die Zollgespräche mit den USA. Was für die Pharmabranche auf dem Spiel steht, sickerte bislang nur aus Insiderkreisen durch. Mit Narasimhan erklärte ein Pharmachef zum ersten Mal öffentlich: «Bei der Lancierung neuer Medikamente müssen wir in den USA gewährleisten, dass unser Nettopreis – egal in welchem Segment – dem niedrigsten in einem der US-Referenzländer entspricht.»

Bisher war nur bekannt, dass für die staatlichen Hilfsprogramme Medicaid und Medicare die Referenzpreise gelten sollen. Narasimhan stellte aber klar, dass der Vertrag der Pharmaindustrie mit Trump auch das Herzstück des US-Pharmageschäftes trifft: die privaten Krankenkassen, über die der grösste Teil der US-Bevölkerung versichert ist. Mit ihnen erzielt die Pharmabranche ihre höchsten Umsätze und Gewinne. Das heisst: Der Pakt mit Trump bedroht das gesamte US-Geschäftsmodell der Pharmafirmen – jedenfalls dann, wenn die Schweizer Preise nicht steigen.

Höhere Schweizer Arzneimittelpreise aber dürften bei den Krankenkassen hier zu höheren Prämien führen. Der grösste Kostentreiber für die Grundversicherung waren schon bisher neue Medikamente, wie eine Analyse der Krankenkasse CSS ergab.

Steigen die Prämien, nehmen aber auch mehr Leute Prämienverbilligungen in Anspruch. Letztlich dürfte also der Staat für die Pharmaindustrie zahlen.

# La dégringolade du dollar rattrape l'industrie suisse

**Économie** Au plus bas depuis quinze ans, le billet vert rend le Swiss made hors de prix.

C'est la nouvelle tempête qu'affrontent des centaines de PME. Une fois n'est pas coutume, elle ne vient pas de l'effondrement de la valeur de l'euro face au franc suisse. Mais d'une dépréciation du dollar, entamée il y a un an. Et qui s'est amplifiée, au point d'atteindre des niveaux historiques, ces derniers jours. De quoi rendre les produits Swiss made un peu plus inabornables outre-Atlantique. Mais aussi dans tous les pays – en Asie, Amérique latine ou Afrique – utilisant massivement le billet vert dans leurs achats à l'étranger.

La comparaison avec l'euro s'arrête là. Parmi les 300 directions d'entreprises interrogées dans le cadre d'une enquête publiée ce mardi par UBS, une majorité assure que ce renchérissement du franc suisse face à la devise américaine n'a eu «aucun impact». Voire un «effet positif». Surprenant.

## Un effet miroir

Première explication, le gros du débouché reste le Vieux-Continent et le Royaume-Uni. En moyenne, moins de 10% de leurs ventes sont facturées en dollars. Or, sur le front européen, le dernier choc sur le change remonte à 2024. Depuis, la monnaie helvétique se maintient à des niveaux élevés face à l'euro – oscillant d'un record à l'autre. En deux ans, les entreprises n'ont pas eu d'autres choix que de s'adapter.

Deuxième explication, même parmi les sociétés qui facturent avant tout en dollar, seule une moitié admet un impact «fortement négatif». Pour les autres, «cela signifie que l'effet bénéfique sur leurs propres achats en dollars est plus important», esquisse Maxime Botteron, économiste chez UBS.

En clair, leurs approvisionnements réglés en dollars – par exemple en métaux industriels, en produits pétrochimiques – deviennent également plus abordables. Au point de compenser l'effet négatif de cette dépréciation sur leurs factures encaissées en monnaie américaine. L'économiste parle d'une «couverture naturelle», que ne procure pas l'euro.

L'effet d'aubaine a ses limites. Pour les mesurer, UBS s'est focalisée sur les entreprises dont la «zone dollar» représente le premier débouché. En estimant à partir de quelle appréciation de la valeur du franc la vente de leurs produits n'est plus rentable. Avec le taux de change actuel – seuls 76 centimes suisses sont nécessaires pour obtenir un dol-

lar – environ 10% des entreprises se trouvent dans cette situation.

La semaine dernière, le spécialiste des devises Jean-Marc Sabet, patron de la société B-Sharpe, soulignait que cette récente envolée du franc suisse «rappelait celle du choc de 2015», lorsque la Banque nationale avait jeté l'éponge sur ses efforts pour plafonner la valeur de la monnaie helvétique.

**La véritable surprise – positive cette fois – se jouera sur l'euro. [...] Mais le rebond n'a pas encore commencé.**

«Si l'appréciation face au dollar se poursuivait vers les 0,70 franc pour un dollar, près de la moitié de ces entreprises jugeraient leurs exportations vers les États-Unis non rentables», ajoute l'économiste d'UBS. Un vent contraire d'autant plus violent qu'il est amplifié par les surtaxes douanières de 15% frappant les produits helvétiques entrant en Amérique.

## Tableur sur un dollar stabilisé

Les directions d'entreprises continuent d'estimer l'impact de ces fluctuations sur leurs budgets. «L'an dernier, la dépréciation rapide a pris tout le monde de court, désormais la majorité des sociétés ne tablent pas sur sa poursuite – plutôt sur un léger renforcement du billet vert en direction de 0,79 franc pour un dollar, une prévision que nous partageons», explique Maxime Botteron.

La véritable surprise – positive cette fois – se jouera sur l'euro. Si les entreprises interrogées ne le voient pas enrayer sa dégringolade, la grande banque parie, au contraire, sur un renforcement vers 0,95 franc suisse, d'ici à la fin de l'année. En raison de la reprise de l'économie allemande. Une situation qui «rappelle un peu la reprise de 2017 en Europe, qui avait permis à l'euro de se renforcer jusqu'à 1,20 franc l'année suivante», esquisse l'économiste d'UBS.

Mais le rebond n'a pas encore commencé. Ce mardi, la monnaie européenne a une nouvelle fois enfoncé son plancher historique – environ 91 centimes suisses permettant d'obtenir une pièce d'un euro.

**Pierre-Alexandre Sallier**



La chute de la valeur du dollar face au franc depuis l'automne s'ajoute aux surtaxes douanières de 15% imposées sur les produits suisses.

# Des PME suisses qui séduisent en Europe

**FUSIONS ET ACQUISITIONS** Après deux années de baisse, le marché est reparti à la hausse en 2025. Le retrait des investisseurs américains a été compensé par l'intérêt d'acquéreurs européens, en particulier pour des sociétés actives dans le secteur des technologies

ÉTIENNE MEYER-VACHERAND

Malgré l'incertitude du contexte économique, le marché des fusions et acquisitions (M & A) des PME helvétiques a connu un rebond en 2025. Dans une étude publiée mercredi, le cabinet de conseil et d'audit Deloitte recense 208 transactions pour l'année écoulée, soit une progression de 16% en comparaison annuelle. Une tendance à la hausse qui vient mettre fin à deux années consécutives de baisse.

Pour Jean-François Lagassé, vice-président et associé chez Deloitte Suisse, l'évolution observée dans les fusions et acquisitions au niveau des PME s'explique en partie par un environnement plus favorable sur le plan financier: «En 2024, nous étions dans une période où les taux d'intérêt avaient baissé mais où le mouvement n'était pas encore achevé. Par ailleurs, certaines opérations ne s'étaient pas concrétisées parce qu'il y avait un écart entre ce que les vendeurs espéraient obtenir et les sommes que les acheteurs étaient prêts à dépenser, écart qui s'est depuis réduit.»

## Des investisseurs français et allemands en tête

L'augmentation observée dans le domaine des PME a été particulièrement soutenue par les investissements étrangers dans des entreprises suisses. Le nombre d'opérations *inbound* (les acquisitions de sociétés suisses par des entreprises étran-



«La tendance initiale que nous observons pour le début d'année est celle d'une activité soutenue»

JEAN-FRANÇOIS LAGASSÉ, VICE-PRÉSIDENT ET ASSOCIÉ CHEZ DELOITTE SUISSE

gères) est ainsi passé de 63 en 2024 à 104 en 2025, soit une transaction sur deux et une augmentation de 65%. Il s'agit du chiffre enregistré le plus important depuis le début du recensement par Deloitte en 2013, souligne l'étude.

Point notable, l'activité des investisseurs américains a connu un net repli au profit d'acquisitions réalisées par des acteurs européens. La part des acquéreurs installés aux Etats-Unis a diminué de moitié, passant de 17 à 8% de l'ensemble.

«Les acheteurs européens se sont montrés plus volontaires. Dans un contexte où certaines tensions sont apparues avec un partenaire américain, les transactions intra-européennes ont suscité un intérêt accru. Les Français qui apparaissent au premier rang des investisseurs en Suisse,

c'est quelque chose que l'on n'avait pas observé depuis longtemps. Avec les Allemands, ils ont remplacé les investisseurs américains», souligne Jean-François Lagassé.

Par ailleurs la faiblesse du dollar face au franc, qui renchérit les transactions, a joué un rôle dans le recul des acteurs américains, tout comme la perspective de lourds droits de douane qui ont plané au-dessus des PME suisses une bonne partie de l'année. «Quand on est aux Etats-Unis et que l'on voit qu'une entreprise que l'on envisage d'acquérir peut être soumise à des tarifs douaniers de 39%, on y réfléchit à deux fois», illustre l'expert.

Les transactions réalisées par des acteurs européens pèsent pour plus de 80% des opérations recensées, avec en tête les acquéreurs français (27% du total), devant les investisseurs allemands (19%).

## Moins d'opérations à l'étranger

Par contre, à rebours de la tendance observée l'année précédente, les PME suisses se sont montrées plus frileuses à s'aventurer hors du pays en 2025. Alors qu'en 2024 les PME se focalisaient sur leur croissance hors de Suisse, durant l'année écoulée les transactions hors des frontières ont reculé à 51 acquisitions contre 68 en 2024. Aucune opération M & A n'a été réalisée dans le domaine des sciences de la vie, tandis que celles effectuées dans l'industrie manufacturière ont reculé de moitié en comparaison annuelle.

Là encore, les droits de douane expliquent en partie cette retenue, estime Jean-François Lagassé: «Les négociations avec les Etats-Unis ont duré longtemps et les PME étaient surtout concentrées sur elles-mêmes et le fait de trouver de nouveaux marchés et d'autres solutions pour faire face à ces taxes. Par ailleurs, elles ont réalisé

davantage de transactions en Suisse, donc naturellement les acquisitions à l'étranger ont reculé.» Les transactions purement domestiques ont, elles, enregistré une légère croissance de 10% pour atteindre un total de 53, contre 48 en 2024.

## Un secteur qui suscite l'intérêt

Le rebond général du marché M & A en Suisse s'explique également par une forte activité des investisseurs en capital-risque. Ils représentent plus de la moitié des opérations enregistrées avec un total de 116 transactions, soit une hausse de 45% par rapport à 2024.

D'une manière générale, l'intérêt des investisseurs s'est particulièrement concentré sur le secteur des technologies. Celui-ci pèse pour plus de la moitié de l'augmentation des transactions réalisées en Suisse par des entreprises étrangères. «Traditionnellement, les acquisitions réalisées en Suisse l'étaient davantage dans le secteur des sciences de la vie, par exemple. Mais on observe une réelle émergence du secteur des nouvelles technologies. Des centres de compétences se développent, surtout en Suisse alémanique, notamment à Zurich où plusieurs grandes entreprises du secteur se sont installées», relève Jean-François Lagassé. Au total, plus d'un quart des acquisitions de PME suisses (domestiques et *inbound*) ont concerné le secteur informatique en 2025.

Pour l'année 2026, l'environnement de taux d'intérêt bas devrait se maintenir, ce qui favoriserait les transactions, mais les incertitudes géopolitiques et autour des taxes douanières demeurent également. «La tendance initiale que nous observons pour le début d'année est celle d'une activité soutenue», conclut Jean-François Lagassé. ■

# Die Wirtschaft greift die SVP frontal an

Im Streit um die 10-Millionen-Schweiz sagen die Dachverbände, die Partei wolle «die Arbeitsmigration vollständig abwürgen»



Wer darf rein? Die SVP will die Zuwanderungspolitik neu regeln, die Wirtschaft ist alarmiert.

ARDAN FUJESSMANN / IMAGO

FABIAN SCHÄFER, BERN

Es wäre ein Experiment, das wohl noch kein Land in dieser Konsequenz durchgeführt hat: Die SVP will in der Verfassung einen «Grenzwert» für die Bevölkerungsentwicklung festlegen. Die Schweiz dürfte die Zahl von 10 Millionen Einwohnern vor dem Jahr 2050 nicht überschreiten. Geschieht dies doch – was anzunehmen ist –, müssten Bundesrat und Parlament «alle ihnen zur Verfügung stehenden Massnahmen» treffen, damit die Obergrenze wieder eingehalten wird. So verlangt es die Nachhaltigkeitsinitiative der SVP, die voraussichtlich am 14. Juni an die Urne kommt. Am Mittwoch dürfte der Bundesrat den Abstimmungstermin definitiv festlegen.

Dass nicht nur alle anderen Parteien die Initiative ablehnen, sondern auch die Wirtschaft, versteht sich von selbst. Nun haben Economiesuisse und der Arbeitgeberverband ein neues Papier veröffentlicht, das an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lässt. Sie schlagen darin nicht nur einen ungewöhnlich scharfen Ton an und sprechen von einer «radikalen Chaos-Initiative». Sie bemühen sich auch, ihre Bedenken möglichst konkret zu benennen.

Vor allem eines betonen die beiden Dachverbände: Entgegen einer weitverbreiteten Annahme wolle die SVP nicht

einfach ein Kontingentsystem oder eine andere staatliche Steuerung der Zuwanderung einführen. Vielmehr fordere sie «einen starren Bevölkerungsdeckel».

Je nachdem, welches Szenario man für die Bevölkerungsentwicklung annimmt, könnte die Schweiz die 10-Millionen-Grenze bereits im Jahr 2034 überschreiten. Einzig im tiefen Szenario, das vor allem die SVP für unrealistisch hält, würde der Grenzwert bis 2050 nicht erreicht.

## Gefahr für den bilateralen Weg

Die «Absurdität» der SVP-Initiative zeige sich vor allem im hohen Szenario, schreiben die Wirtschaftsverbände. Sollte die Schweiz den 10-Millionen-Grenzwert bereits 2034 erreichen, müsste die Politik ab diesem Zeitpunkt alles in ihrer Macht Stehende unternehmen, um die Vorgaben wieder einzuhalten. Der Initiativtext verlangt Massnahmen «im Asylbereich und beim Familiennachzug». In letzter Konsequenz müsste der Bund 2036 auch die Personenfreizügigkeit kündigen, was den bilateralen Weg der Schweiz mit der EU als Ganzes infrage stellen würde.

Doch nicht einmal wenn die Politik diesen Auftrag rabiat umsetzen und von 2034 bis 2050 jede Nettozuwanderung unterbinden würde, würde dies im hohen Szenario ausreichen, um die

Vorgaben der Initiative einzuhalten. Gemäss den Auswertungen der Wirtschaftsverbände würde der Grenzwert selbst bei einem solchen Vorgehen dauerhaft überschritten.

Sie betonen zudem, was eine Nettozuwanderung von null in der Realität bewirken könnte. Es gehe dabei nicht nur um die Wirtschaft, die grosse Mühe hätte, Stellen weiterhin zu besetzen. Nach Auslegung der Verbände könnte die Initiative auch dazu führen, dass «ein Schweizer erst mit seiner ausländischen Partnerin in der Schweiz zusammenwohnen darf, wenn eine andere Person das Land verlässt». Mit ungeahnten Problemen müssten allenfalls auch Auslandschweizer rechnen, die in die Heimat zurückkehren möchten.

Die potenziellen Folgen der SVP-Initiative wären weniger gravierend, wenn man davon ausgeht, dass die Schweiz langsamer wächst. Im mittleren Szenario würde die Einwohnerzahl den 10-Millionen-Grenzwert erst 2042 erreichen. In diesem Fall müsste die Nettozuwanderung nicht auf null reduziert werden, um den Grenzwert einzuhalten. Gemäss den Berechnungen der Verbände dürften unter dem Strich noch knapp 13 000 Personen im Jahr zuziehen. Das würde jedoch kaum ausreichen, um zu verhindern, dass die Bevölkerung im erwerbsfähigen Alter schrumpft. Es sei denn, das Rentenalter würde erhöht.

Das Fazit der Wirtschaft: Bei Erreichen von 10 Millionen Einwohnern wäre es mit der SVP-Initiative «nicht mehr möglich, auch nur eine einzige zusätzliche ausländische Arbeitskraft in die Schweiz zu holen». Die Initiative wolle keine staatliche Steuerung, «sondern die Bevölkerungszahl deckeln und dadurch die Arbeitsmigration vollständig abwürgen».

## Sinkende Steuereinnahmen

Die Folgen im Alltag laut den Arbeitgebern und Economiesuisse: Könnten Unternehmen in der Schweiz nicht mehr genug Angestellte rekrutieren, würden sie ihre Standorte ins Ausland verlagern oder dort ausbauen. Hierzulande könnten die Steuereinnahmen «massiv sinken», es gäbe «weniger hochwertige Arbeitsplätze», und Innovationen fänden vermehrt anderswo statt.

Damit nicht genug: Aus Sicht der Wirtschaft könnte eine konsequente Umsetzung der SVP-Initiative auch die Gesundheitsversorgung oder die Angebotsdichte des öffentlichen Verkehrs gefährden. Handwerker wären «kaum noch zu finden», und viele Restaurants und Geschäfte müssten die Öffnungszeiten verkürzen.

Man kann die lange Liste der düsteren Prophezeiungen auch als politische Botschaft lesen: In gewerblichen Kreisen geniesst die SVP-Initiative dem Vernehmen nach einige Sympathien. Dasselbe gilt für die Bauern. Auch an sie enthält das Papier eine Botschaft: Wenn der 10-Millionen-Deckel erreicht sei, werde es für die Bauern schwierig, wei-

terhin genügend Arbeitskräfte aus dem Ausland zu rekrutieren.

Noch eines betont die Wirtschaft: Nicht nur die Gesamtbevölkerung zähle, sondern auch die Grösse der einzelnen Generationen. Die Alterung schreitet voran, bevölkerungsstarke Jahrgänge gehen in Rente, die Lebenserwartung steigt. In dieser demografischen Situation sei die SVP-Initiative besonders ge-

Je nachdem, welches Szenario man annimmt, könnte die Schweiz die 10-Millionen-Grenze bereits im Jahr 2034 überschreiten.

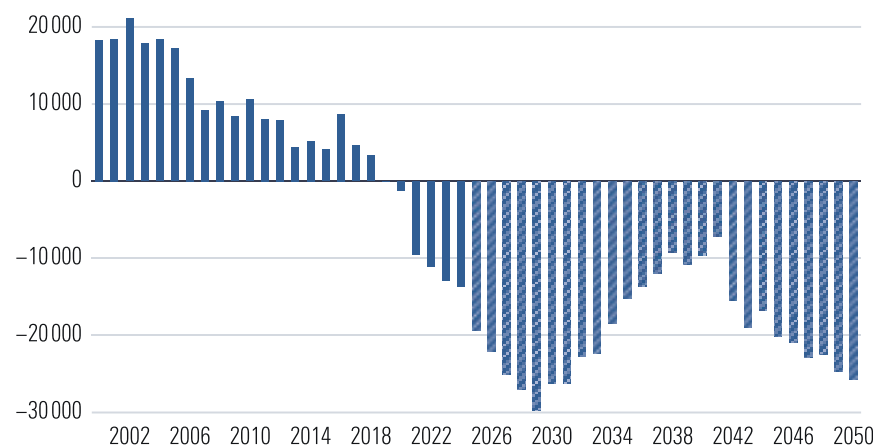
fährlich: für den Arbeitsmarkt, die Sozialwerke und die Versorgungssicherheit.

In ihrem Papier zeigen die Verbände, dass die Trendwende bereits 2020 stattgefunden hat: Seither feiern in der Schweiz mehr Personen den 65. als den 20. Geburtstag. Jahr für Jahr übersteigt die Zahl der Menschen, die in Rente gehen, die Zahl jener, die neu in den Arbeitsmarkt eintreten. Diese Entwicklung dürfte über 2050 hinaus anhalten – abhängig davon, von welchem Szenario man ausgeht. Umso grösser sind die Folgen, wenn die Zuwanderung stark gebremst oder unterbunden wird.

## Der «Rentner-Boom» dauert länger, als viele meinen

Differenz zwischen 20-Jährigen und 65-Jährigen, gemäss Referenzszenario des Bundesamts für Statistik

Prognose (ab 2025)



Lesebeispiel: 2029 liegt die Zahl der Personen, die 20 Jahre alt werden, um 30 000 unter der Zahl jener, die 65-jährig werden.

QUELLE: BUNDESAMT FÜR STATISTIK

NZZ / fab.

A l'approche de la session parlementaire, les retards dans le versement du chômage engendrent des réactions contrastées à gauche et au sein des syndicats

# Un attentisme politique?

SOPHIE DUPONT

**Assurance-chômage** ► Ces dernières semaines, nombre de chômeur·euses victimes des retards de paiement de l'assurance-chômage ont fait entendre leur voix dans les médias. Impossibilité de régler ses factures, stress lié à l'incertitude de la durée du retard du versement de leur allocation et difficulté à joindre des caisses de chômage débordées. Le flou continue de régner sur l'ampleur du problème, le Secrétariat d'Etat à l'économie (Seco) n'étant pas en mesure de donner de chiffres précis sur le nombre de personnes touchées par le dysfonctionnement du nouveau logiciel informatique. Face à une crise inédite, les réactions de la gauche et des syndicats restent timides.

«Nous demandons que les sanctions envers les chômeurs soient suspendues pendant cette période de retard de versement des prestations. Les caisses de chômage doivent se concentrer sur le problème à régler», affirme Pierre-Yves Maillard, président de l'Union syndicale suisse (USS) et conseiller aux Etats socialiste. Faut-il indemniser les ayants droit qui subissent les conséquences de ce retard? Le président de la faitière syndicale joue la prudence: «On peut l'envisager mais ce sera très difficile à obtenir. Quoi qu'il en soit, tous les efforts doivent d'abord être mis dans le paiement des indemnités.»

## Position inconfortable des syndicats

Les syndicats se trouvent dans une position inconfortable, nombre d'entre eux étant également à la tête de caisses de chômage. L'USS était d'ailleurs au courant des difficultés du nouveau programme informatique. Représentée au sein de la commission tripartite de sur-



Certaines personnes au chômage n'ont toujours pas reçu d'indemnité depuis le mois de novembre. KEYSTONE-PHOTO PRÉTEXTE

veillance du fonds de compensation de l'assurance-chômage, la faitière a donné son approbation pour qu'il soit introduit. «Il est incontestable que nous en avons besoin. L'ancien était obsolète, avec un risque important qu'il cesse de fonctionner», explique Daniel Kopp, secrétaire central, responsable du dossier. Il assure que depuis le 6 janvier, le système s'est amélioré, sans pour autant que les performances soient suffisantes.

Dans sa fonction parlementaire, Pierre-Yves Maillard se réserve d'intervenir pendant la session qui débute le 2 mars. «La priorité est de mettre les ressources pour régler le problème.

**«Tous les efforts doivent d'abord être mis dans le paiement des indemnités»**

Pierre-Yves Maillard

Nommer les responsables interviendra dans un second temps», juge-t-il, en relevant que les retards dans les projets informatiques sont monnaie courante. Membre de la commission du National chargée de la sécurité sociale, sa collègue de parti Valérie Piller Carrard se montre également mesurée. «Avant de demander des compensations, il faut d'abord clarifier ce qui s'est passé et éviter que cela se reproduise», tempère-t-elle.

## Mesures d'urgence demandées

Le ton est tout autre du côté des Vert-es. Raphaël Mahaim se dit «abasourdi» par la situation et

juge que le Seco se défend mal: «La situation est inacceptable. L'Etat a un devoir d'exemplarité, d'autant plus important ici qu'il fait face à des personnes vulnérables.» Des excuses du chef du Département de l'économie, Guy Parmelin, sont selon lui souhaitables, tout comme une indemnisation des personnes lésées. Le conseiller national annonce le dépôt d'une motion, pour qu'une telle crise ne se reproduise plus. «Des pannes informatiques peuvent arriver, mais l'Etat doit mettre les moyens pour qu'il y ait un plan B en cas de dysfonctionnement», défend-il. Sa collègue de parti Léonore Porchet, éga-

lement présidente de Travail. Suisse, constate que certaines personnes n'ont toujours pas reçu d'indemnité depuis le mois de novembre. «Si le Seco ne garantit pas que les allocations seront toutes versées rapidement, des mesures d'urgence doivent être prises, comme cela a été le cas durant le Covid», renchérit-elle. Elle plaide pour des paiements simplifiés, quitte à faire l'impasse sur des contrôles. Un potentiel effet boule de neige n'est pas exclu, selon elle, les employé·es des caisses de chômage accumulant un nombre incalculable d'heures supplémentaires depuis le début de l'année, risquant leur santé.

## Situation loin d'être résolue?

La sonnette d'alarme a également été tirée par l'Artias, association romande et tessinoise des institutions d'action sociale, qui relève que les retards peuvent avoir des conséquences «difficilement réversibles» sur des budgets déjà mis à mal par une situation de chômage. Son président, Benjamin Roduit, élu du Centre, réclame également que la Confédération prévoie des dédommagements. «Si une entreprise ne versait pas de salaire à la fin du mois à cause d'un bug informatique, ce serait un tollé. L'Etat doit faire face à ses responsabilités», défend-il.

Cosecraire général du SIT (Syndicat interprofessionnel de travailleuses et de travailleurs), Davide de Filippo se montre pessimiste pour la suite: «Nous sommes qu'au début de la vague. Il faut s'attendre à une accumulation de retards, les caisses devant maintenant assurer les paiements de février, en plus de terminer ceux de janvier et du traitement des nouveaux dossiers.» Il appelle à mettre rapidement un mécanisme en place, sous la forme d'un fonds d'urgence, pour pallier les retards. I

# Die Kosten wachsen weiter – und treiben die Prämien

2025 stiegen die Ausgaben für Gesundheitsleistungen um mehr als 5 Prozent. Das sind 250 Franken mehr pro Kopf.

**Anna Wanner**

Es sind keine guten Nachrichten für die Prämienzahlerinnen und Prämienzahler: Trotz verschiedener Massnahmen wachsen die Kosten im Gesundheitswesen ungebremst weiter. Auch 2025 stiegen die Ausgaben für die obligatorische Krankenversicherung um 5,2 Prozent. Das bedeutet: Eine Person verursacht durchschnittlich Kosten in der Höhe von 4968 Franken, wie das Kostenmonitoring des Bundesamts für Gesundheit zeigt. Das sind 247 Franken mehr als im Vorjahr.

Überhaupt haben sich die Kosten in den letzten vier Jahren um 1000 Franken pro Kopf erhöht – 2021 lagen diese bei 3999 Franken. Damals, im ersten Coronawinter, gingen die Leistungen gar zurück. Danach folgte die Aufholjagd. Das widerspiegelt sich auch in den anhaltend

hohen Prämiensteigerungen seither.

## Genf und Tessin mit den höchsten Kosten

Das BAG schreibt zu den Zahlen: «Steigende Gesundheitskosten haben immer auch steigende Krankenkassenprämien zur Folge.» Wer die Ausgaben nach Kantonen aufschlüsselt, sieht schnell, dass die Betroffenheit sehr unterschiedlich ist: Während Personen im Kanton Genf im Schnitt Leistungen in der Höhe von über 6000 Franken pro Jahr beziehen, halten sich die Appenzeller zurück – oder leben schlicht gesünder. In Innerrhoden verursacht eine Person rund 3500 Franken Krankenkassenkosten pro Jahr.

Dazwischen gibt es viele Schattierungen. Wobei sich zeigt, dass die Westschweizerinnen und Tessiner deutlich mehr Leistungen beanspruchen als

Personen gerade in ländlichen Kantonen der Deutschschweiz.

## Grosse Dynamik bei Psychotherapie und Spitex

Der grösste Posten mit rund 1900 Franken pro Jahr und Person sind Spitalleistungen, wobei ambulante Behandlungen (ohne Übernachtung) die stationären Behandlungen (mit Übernachtung) kostenmässig überholt haben. Die zwei anderen grossen Kostenblöcke sind ärztliche Leistungen mit rund 1100 Franken und Medikamentenkosten von rund 900 Franken.

Deutlich stärker wachsen allerdings andere Bereiche: Die ambulante Krankenpflege (Spitex) verzeichnet mit einem Plus von 13 Prozent – das sind 173 Franken pro Person – prozentual den stärksten Anstieg. Die Psychotherapie durch Psychologinnen und Psychologen wuchs um 9,8 Prozent (86 Franken), ge-

folgt von anderen Leistungen wie beispielsweise Physiotherapie, Laboruntersuchungen oder Ernährungsberatung.

Dass mehr Pflegeleistungen bezogen werden, liegt auch an der alternden Bevölkerung. Die Demografie wird gerne als Grund für die steigenden Gesundheitskosten genannt. Doch das greift zu kurz, wie die Zahlen zeigen. Die Kosten entwickeln sich bei den Jungen stärker: Kinder und Jugendliche bis 18 Jahre bezogen um 7,5 Prozent mehr Leistungen als im Vorjahr. Bis 26-Jährige verursachten 8 Prozent mehr Kosten.

## Grundvertrauen in die Gesundheit verloren

Die oberste Ärztin Yvonne Gilli sagt unlängst gegenüber dieser Zeitung: Junge Patientinnen und Patienten seien gesund, liessen sich aber schneller verunsichern und gingen häufiger

zum Arzt. «Wir stellen fest, dass das Grundvertrauen in den eigenen Körper bei vielen Jungen abgenommen hat. Es braucht viel, um diese Sicherheit wiederherzustellen.»

Klar ist indes, dass die finanzielle Last steigt. Das BAG erklärt darum die Dämpfung des Kostenwachstums zu einer «Daueraufgabe aller Beteiligten». Das BAG setze sich seit Jahren für die Kostendämpfung im Gesundheitswesen ein. Viele der angestossenen Massnahmen sind in der Umsetzung. Dazu gehören die beiden Kostendämpfungspakete des Bundesrats sowie die Anfang Jahr eingeführte Tarifreform.

Eine Massnahme, die dazu gekommen ist: die Quartalszahlen zur Kostenentwicklung mit einer Medienmitteilung zu begleiten. Um das Bewusstsein für die steigenden Kosten zu schärfen.

# Das Ende der «Heiratsstrafe» wäre der Anfang neuer Probleme

Für viele ist die Individualbesteuerung attraktiv, aber nicht für alle – neue Ungerechtigkeiten ersetzen die alten

FABIAN SCHÄFER, BERN

Meiers, Müllers und Mosers wohnen in derselben Strasse. Alle drei Paare sind kinderlos, alle erzielen ein Nettoeinkommen von gut 200 000 Franken. Und doch wären sie von der Individualbesteuerung, über die das Stimmvolk am 8. März entscheidet, ganz unterschiedlich betroffen. Meiers dürften sich freuen, sie könnten bei der Bundessteuer etwa 3500 Franken sparen. Für Müllers würde sich kaum etwas ändern. Mosers aber müssten 2000 Franken mehr bezahlen.

Dreimal dasselbe Einkommen, dreimal ganz andere Folgen: Wie kann das sein? Schon heute bezahlen gleich situierte Paare nicht zwingend gleich viel Steuern. Wesentlich sind etwa der Zivilstand und die Aufteilung der Einkommen auf die beiden Partner. Mit der Individualbesteuerung wäre der Zivilstand künftig bedeutungslos: Ehepaare würden nicht mehr gemeinsam besteuert. Für sie würden dieselben Regeln gelten wie für ledige Paare. Jede Person müsste eine eigene Steuererklärung ausfüllen.

## Grosse Unterschiede

Das wäre attraktiv für Ehepaare, bei denen beide Partner ähnlich viel verdienen. Sie sind heute bei der Bundessteuer oft von der berüchtigten «Heiratsstrafe» betroffen: Sie müssen mehr bezahlen als ledige Paare mit demselben Einkommen, teilweise sogar massiv mehr. Besonders häufig kommt es bei Rentnerpaaren vor, dass sie mit einer Scheidung erheblich Steuern sparen könnten. Damit wäre Schluss.

Die obere Grafik zeigt es klar: Ehepaare mit ähnlich hohen Löhnen oder Renten wären die grossen Gewinner. Ihre Steuerbelastung würde markant

## Individualbesteuerung

Eidgenössische Abstimmung vom 8. März 2026

sinken, sie wäre gleich hoch wie jene von unverheirateten Paaren. Das wäre das Ende der «Heiratsstrafe».

Gleichzeitig entstünde mit der Reform jedoch eine neue Benachteiligung, die man als «Alleinverdienerstrafe» bezeichnen könnte. Auch dies ist in der oberen Grafik gut zu sehen. Ehepaare, bei denen ein Partner das ganze Einkommen erzielt, müssten nicht nur mehr bezahlen als heute – ihre Belastung wäre auch deutlich grösser als jene von Doppelverdienern. Das gilt auch dann, wenn ein Partner nicht gerade das gesamte Einkommen erzielt, sondern beispielsweise 70 oder 80 Prozent.

Die Differenzen sind enorm: Ein Alleinverdienerpaar mit einem Nettoeinkommen von gut 250 000 Franken müsste künftig etwa 19 000 Franken Bundessteuern bezahlen. Ein Doppelverdienerpaar, bei dem beide Partner je 125 000 Franken verdienen, müsste nur knapp 9000 Franken bezahlen.

## Mehr Abzüge möglich

Dass Doppelverdiener weniger Steuern bezahlen als Alleinverdiener, ist nicht völlig neu. Schon heute fahren sie etwas besser, weil sie mehr Abzüge machen können. Das lässt sich logisch erklären: Wenn Mosers mit einem einzigen Vollzeitjob das gleiche Einkommen erzielen wie Meiers mit zwei Pensen à 70 Prozent, dann sind Mosers wirtschaftlich leistungsfähiger. Der «Preis», den sie dafür bezahlen, würde mit der Individualbesteuerung steigen.

Das gilt auch für Familien mit Kindern. Nehmen wir an, ein Paar hat zwei Kinder und einen Nettolohn von gut 180 000 Franken. Je nachdem, wie dieses Einkommen unter den zwei Partnern aufgeteilt ist, würden sie künftig



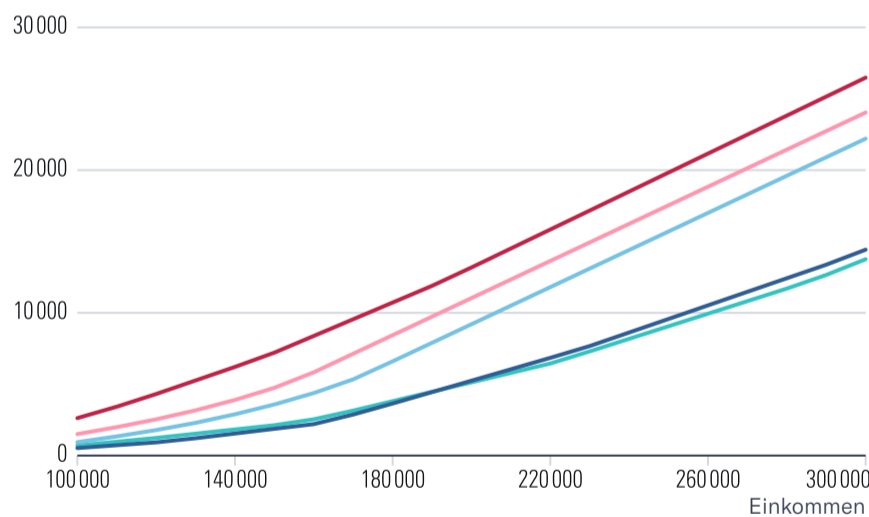
Heiraten oder nicht? Manche Paare müssen deswegen mehr Steuern bezahlen, aber beileibe nicht alle.

ILLUSTRATION PAULINE MARTINET / NZZ

## Die «Heiratsstrafe» wird ersetzt durch eine «Alleinverdienerstrafe»

Bundessteuer für kinderlose Paare mit gleichem Gesamteinkommen, in Franken

■ Konkubinatspaar heute ■ Doppelverdiener-Ehepaar heute  
■ Konkubinatspaar und Doppelverdiener-Ehepaar mit Reform ■ Alleinverdiener-Ehepaar heute  
■ Alleinverdiener-Ehepaar mit Reform



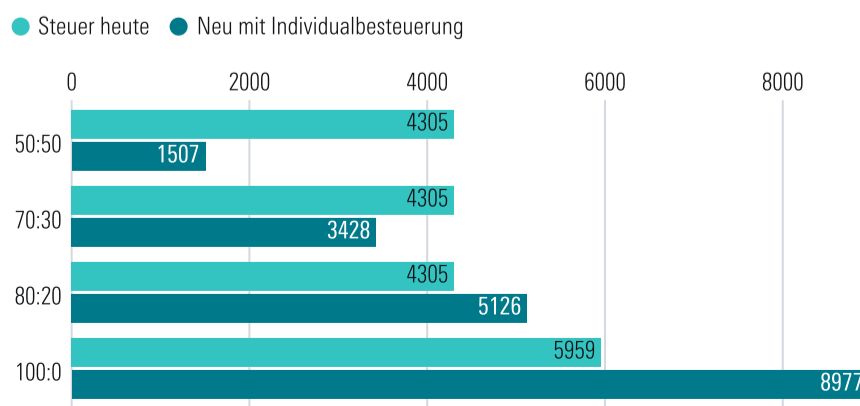
Annahmen: Aufteilung der Einkommen bei Konkubinatspaaren und Doppelverdienern je 50:50, bei Alleinverdienern 100:0.

QUELLE: Eidg. Steuerverwaltung

NZZ / fab

## Bei gleichem Gesamteinkommen würde sich die Steuerbelastung künftig stark unterscheiden

Belastung durch die Bundessteuer für Ehepaare mit 2 Kindern und 180 000 Franken Gesamteinkommen, in Franken, je nach Aufteilung des Einkommens unter den Ehegatten



Paare mit Aufteilung 100:0 zahlen bereits heute mehr, weil sie keinen Zweiverdienerabzug vornehmen können.

QUELLE: Eidg. Steuerverwaltung

NZZ / fab

Doppelverdiener und Pensionierte gewinnen, Singles sowie Paare mit stark unterschiedlichen Löhnen verlieren.

## Was bedeutet «Einkommen»?

fab. · Alle Zahlen basieren auf Berechnungen der Steuerverwaltung des Bundes. Unter «Einkommen» ist dabei nicht der Bruttolohn zu verstehen, weil Vergleiche auf dieser Basis schwierig sind. Vielmehr geht es um das steuerbare Einkommen plus mehrere Abzüge (Kinder-, Versicherungs-, Verheirateten- und Zweiverdienerabzug). Somit ist das angegebene Einkommen in der Regel etwas tiefer als das Nettoeinkommen.

sehr unterschiedlich besteuert. Dazu muss man nicht einmal vom Extremfall eines hundertprozentigen Alleinverdieners ausgehen.

Wenn zum Beispiel ein Partner 70 Prozent verdient und der andere 30, fällt die Belastung dieses Paares mit der Individualbesteuerung mehr als doppelt so hoch aus wie bei einem Paar mit Verteilung 50:50. Fällig wären 3400 statt 1500 Franken. Die Regel ist klar: je ungleicher die Verteilung der Löhne, desto grösser die Steuerlast (siehe untere Grafik).

## Ein klassisches Dilemma

Das führt bei den Auswirkungen der Individualbesteuerung zu einem eindeutigen Bild: Doppelverdiener werden praktisch durchs Band weg entlastet. Je höher die Einkommen und je gleichmässiger sie auf die beiden Partner aufgeteilt sind, desto grösser fällt die Entlastung aus. Spitzenverdiener können bis zu 10 000 Franken sparen.

Auf der anderen Seite müssen Alleinverdienerfamilien, von denen es nicht mehr so viele gibt, mit einer Mehrbelastung rechnen. Sie fällt indes in absoluten Zahlen kleiner aus. Für vierköpfige Familien etwa beträgt sie selbst bei Spitzenverdienern kaum mehr als 3500 Franken. Gesamthaft ist die Bilanz damit klar: Paare mit stark ungleicher Aufteilung der Löhne müssten je nach Konstellation gut und gern zwei- oder dreimal so viel Bundessteuern bezahlen wie Paare mit gleichmässiger Aufteilung.

Es ist ein klassisches Dilemma: Man kann das Steuersystem so konstruieren, dass der Zivilstand keine Rolle spielt, oder so, dass die Aufteilung des Einkommens keine Rolle spielt – aber beides zusammen ist nicht möglich. Zumindest nicht, solange der Bund und die meisten Kantone progressive Steuersysteme haben, in denen man prozentual umso mehr abliefern muss, je mehr man verdient. Da die Progression auf Bundesebene besonders steil ist, sind hier auch die nachteiligen Effekte für Ehepaare gegenüber Ledigen heute besonders gross.

## Jeder zweite Haushalt profitiert

Bleibt die Frage, was die Individualbesteuerung für jene bedeutet, die bereits heute individuell besteuert werden: für all die Singles, Geschiedenen, Alleinerziehenden oder Verwitweten. Sie würden spüren, dass das Parlament in den Tarif der Bundessteuer eingegriffen hat, um die Steuerausfälle zu reduzieren – und um zu verhindern, dass Spitzenverdiener stärker entlastet werden.

Für tiefe und mittlere Einkommen werden die Steuersätze gesenkt, ab etwa 100 000 Franken hingegen werden sie erhöht. Allerdings sind die Folgen in Franken für Alleinstehende vergleichsweise klein. Selbst Top-Verdiener müssen kaum mehr als 800 Franken zusätzlich bezahlen. Bei Unverheirateten mit Kindern hingegen kann die Steuererhöhung grösser ausfallen. Im Extremfall – bei sehr hohen Löhnen und einem einzigen Kind – kann sie auf 1700 Franken ansteigen. Auch Alleinerziehende mit hohen Einkommen müssten sich auf eine Steuererhöhung einstellen.

Fazit: Etwa die Hälfte der Haushalte würde dank der Reform entlastet, 14 Prozent müssten mehr bezahlen, für den Rest änderte sich nichts. Wegen der steilen Progression der Bundessteuer sind sowohl die positiven als auch die negativen Auswirkungen vor allem für gutsituierte Haushalte relevant. Doppelverdiener und Pensionierte gewinnen, Singles sowie Paare mit stark unterschiedlichen Löhnen verlieren.

Das gilt für die Bundessteuer. Später müssten auch die Kantone ihre Steuergesetze anpassen, falls die Vorlage eine Mehrheit findet. Dann geht der Verteilungskampf 26-fach von vorne los.

# Wo die Schweiz beim Klimaschutz wirklich steht

**Faktencheck zur Klimafonds-Initiative** Erreichen wir die Ziele? Wo genügen die Massnahmen, wo nicht? Stellen wir genug Mittel bereit? Die grosse Übersicht vor der Abstimmung am 8. März.

**Benjamin Bitoun**  
und **Simon Schmid**

Am 8. März stimmt die Schweiz über die Klimafondsinitiative ab. Sie will in die Verfassung schreiben, dass der Bund jährlich Ausgaben im Umfang von 0,5 bis 1 Prozent des Bruttoinlandprodukts für den Klimaschutz tätigt.

Der Bundesrat hält das für unnötig. «Die bisherige Politik wirkt», sagt Umweltminister Albert Rösti. Die Emissionen von Treibhausgasen seien im Einklang mit den Zielen gesunken. Es brauche keine zusätzlichen Gelder.

Ein Realitätscheck zeigt: So einfach ist es nicht. Trotz der erzielten Fortschritte weist die Klimapolitik empfindliche Schwächen auf. Und die Finanzierung künftiger Aufgaben ist bei weitem nicht gesichert.

— **Wie die Schweiz unterwegs ist**

Die Schweiz soll bis 2050 netto null Treibhausgasemissionen ausstossen: So steht es im Klima- und Innovationsgesetz, das das Volk vor drei Jahren angenommen hat. Auf dem Weg dahin sollen die Emissionen bis 2030 auf die Hälfte sinken im Vergleich zu 1990. Das steht im CO<sub>2</sub>-Gesetz, das vorletztes Jahr revidiert wurde und ohne Referendum in Kraft getreten ist.

Diese Ziele sind klar festgelegt und demokratisch legitimiert. Doch sie sind laut ETH-Klimaforscherin Sonia Seneviratne nicht sehr ambitioniert: «Die Messlatte wurde nicht besonders hoch gelegt.» Die Schweiz müsste als reiches Land deutlich schneller dekarbonisieren, sagt die Professorin, die im Weltklimarat mitarbeitet.

Wie der Prozess im Detail ablaufen soll, hat der Bundesrat in einer Verordnung festgehalten. Zwei Drittel der Reduktion bis 2030 sollen im Inland erfolgen, ein Drittel im Ausland – über den Kauf von Zertifikaten.

Und genau hier liegt ein erstes grösseres Problem. Während die Schweiz für das Inlandziele mehr oder weniger auf Kurs ist, liegt sie mit den Massnahmen im Ausland arg im Rückstand. So arg, dass der Klima-Spitzenbeamte des Bundes das Erreichen der Auslandsziele bis 2030 für akut gefährdet hält. Den zusätzlichen Finanzbedarf für den Kauf von CO<sub>2</sub>-Zertifikaten bezifferte er zuletzt mit 400 Millionen Franken.

Marco Berg ist Geschäftsführer der Stiftung Klimaschutz und CO<sub>2</sub>-Kompensation (KliK), welche die Kompensationen im Ausland durchführt. Er spricht gegenüber dieser Redaktion sogar von 600 Millionen Franken. «Der Bund sollte die Mittel dringend sprechen», sagt Berg. «Sonst reicht die Zeit nicht mehr, um bis 2030 genug Projekte zu finden.»

Einige der Projekte, welche die Schweiz bereits in Ländern wie Thailand oder Ghana finanziert hat, sind zudem umstritten. Es gibt Zweifel, ob die angestrebten CO<sub>2</sub>-Einsparungen damit wirklich realisiert werden.

Wie es nach 2030 weitergehen soll, ist noch nicht festgelegt. Laut Bundesrat soll die Schweiz

auch bis 2040 ihre Treibhausbilanz im Ausland aufbessern. Das kann aber nicht ewig weitergehen: Mitte Jahrhundert sollten theoretisch alle Länder auf netto null kommen – wenn es so weit ist, sind gar keine Emissionen übrig, deren Verringerung die Schweiz finanzieren könnte.

Das bedeutet, dass sich die Dekarbonisierung im Inland bald beschleunigen müsste. Die Voraussetzungen dafür sind aber nur in Teilen gegeben.

— **Wo es Fortschritte gibt**

Vergleichsweise gut funktioniert der Klimaschutz in den Sektoren, die den Löwenanteil der inländischen Treibhausgasbilanz ausmachen und für die es explizite Ziele gibt: Industrie, Gebäude – und mit Abstrichen auch Verkehr. Am besten greift die Politik in der Industrie. Die Emissionen sind deutlich gesunken. Das ist auch dem wirtschaftlichen Druck geschuldet: Nur Unternehmen, die sich zur Reduktion ihres Treibhausgasausstosses verpflichten, werden von der CO<sub>2</sub>-Abgabe befreit. Eine Ersparnis, die bei 120 Franken pro Tonne mit über deren Wettbewerbsfähigkeit entscheidet.

Dennoch stehen die schwierigsten Schritte noch bevor. Im CO<sub>2</sub>-Gesetz wurde die Abgabe nicht wie geplant auf 210 Franken angehoben. Zudem reichen Effizienzgewinne allein nicht aus: Nötig wäre ein Umbau vieler Anlagen mit Technologien, die etwa Wasserstoff nutzen und CO<sub>2</sub> wieder einfangen. Experten bezweifeln jedoch, dass die im Klimagesetz vorgesehenen Mittel für diesen technologischen Kraftakt ausreichen.

Bei den Gebäuden sieht die Bilanz auf den ersten Blick auch gut aus. Dank Fördergeldern werden Schweizer Häuser jedes Jahr klimafreundlicher. Trotzdem reicht das bisherige Tempo nicht aus. Die Sanierungsrate der Gebäudehüllen liegt je nach Quelle bei 1 bis 1,5 Prozent pro Jahr – nötig wäre das Zwei- bis Dreifache. Neben fehlendem Kapital bremsen Fachkräftemangel und Wartezeiten den Umbau. In Städten verzögern hohe Anschlusskosten für Fernwärme den Ersatz von Gas- und Ölheizungen.

Zusätzlich will der Bundesrat sparen: Sein aktuelles Entlastungspaket sieht massive Kürzungen beim Gebäudeprogramm vor – speziell bei den energetischen Sanierungen, die wegen der Effizienz von Wärmepumpen und des Winterstromverbrauchs wichtig sind. «Der Wegfall der Fördermittel dürfte das Tempo der Sanierungen spürbar verlangsamen», fürchtet Martin Patel, Professor für Energieeffizienz an der Universität Genf. So zeichnet sich ab, dass die Klimaziele kaum erreichbar sind.

— **Die Schweiz brems bei den E-Autos**

Im Verkehr ist der Fortschritt ins Stocken geraten: Der Ausstoss stagniert seit vier Jahren. Gemäss dem Ziel müsste er bis 2030 um ein Viertel sinken.

Hauptproblem ist die schleppe Elektrifizierung. Zwar stiegen zuletzt die Verkäufe neuer Elektroautos und Plug-in-Hy-



Der Klimawandel führt zu extremen Wetterereignissen: Beim Hochwasser im Sommer 2021 wurden Uferbereiche beim Neuenburgersee überschwemmt – hier etwa ein Campingplatz bei Yverdon. Foto: Valentin Flauraud (Keystone)

bride, doch ihr Anteil liegt mit 34 Prozent weiter unter dem von Bund und Branche vereinbarten Ziel von 50 Prozent. Gleichzeitig frisst das ungebrochene Verkehrswachstum die Gewinne wieder auf. Und auf den Strassen fahren immer schwerere SUV, die viel Sprit verbrauchen. Das macht die erzielten Fortschritte zunichte.

Autohändler sind dazu angehalten, klimafreundliche Fahrzeuge unter die Leute zu bringen. Ein jährlich sinkender CO<sub>2</sub>-Zielwert liefert die nötigen Anreize. Überschreiten ihn die Importeure, gibt es Bussen. Letztes Jahr

kam sie dies mit 125 Millionen Franken teuer zu stehen.

Rein rechnerisch belasten diese Bussen einen VW Tiguan – das meistverkaufte Auto – je nach Motorisierung mit über 4000 Franken; bei einem Mercedes GLC Diesel sind es sogar mehr als 8000 Franken. Einen Teil dieses Betrags schlagen die Importeure entsprechend auf die Verkaufspreise drauf. Das verbessert die Attraktivität von E-Autos: Letztes Jahr waren diese im Schnitt sogar erstmals günstiger als Benzin- oder Dieselfahrzeuge.

Doch der Bundesrat droht diese guten Voraussetzungen ab-

zuschwächen. Ab 2030 plant er eine Abgabe auf E-Autos, die zum Strassenerhalt beitragen soll. Ab 2029 soll zudem die leistungsabhängige Schwerverkehrsabgabe auch für E-Lastwagen gelten. Beides ist wohl ordnungspolitisch korrekt, bremst jedoch den Umstieg. Widersprüchliche Signale sendet die Landesregierung auch mit ihren Überlegungen zur Klimapolitik nach 2030. Sie plant nämlich, einen Emissionshandel für fossile Brenn- und Treibstoffe einzuführen. Dabei sollen die verbrauchten Mengen zwar Jahr für Jahr sinken. Zugleich soll der

CO<sub>2</sub>-Preis auf heutigem Niveau gedeckelt werden. Das hebt die Logik des Instruments aus und schwächt dessen Wirkung.

— **Wo der Klimaschutz nicht greift**

Zu den Bereichen, in denen die Dekarbonisierung schleppend vorankommt, zählt die Landwirtschaft. Hauptproblem ist das Methan, das Kühe bei der Verdauung ausscheiden. Die Düngung von Feldern setzt zudem Lachgas frei. Beides sind hochwirksame Treibhausgase.

Die Bundesverwaltung hat vor drei Jahren eine Klimastrategie

für die Landwirtschaft und Ernährung erarbeitet. Demnach braucht es einen grossen Umbau: In der Schweiz müsste mehr pflanzliche Nahrung angebaut und konsumiert werden – und weniger Rindfleisch. Von den Vorschlägen wurden aber kaum welche angegangen.

Auch das Fliegen ist ein ungelöstes Problem. Während der Pandemie gingen die Emissionen aus dem Flugverkehr zwar vorübergehend zurück. Doch seither wachsen sie wieder rasch – der Flughafen Zürich verzeichnete im vergangenen Jahr einen neuen Passagierrekord.

Die Schweiz hat mit dem Klimaschutzgesetz beschlossen, den Flugverkehr bis 2050 zu dekarbonisieren. Eine griffige Massnahme dafür gibt es bislang aber erst für Flüge innerhalb von Europa: Hier werden die Emissionen durch ein Emissionshandelsystem begrenzt, bei dem das jährliche Gesamtkontingent künftig schneller sinkt als bisher.

Vorgesehen ist zudem, dass Airlines einen zunehmenden Anteil ihres Treibstoffs aus nachhaltigen Quellen beziehen. Der Bund will die Entwicklung solcher Stoffe fördern. Fliegen könnte so weniger klimaschäd-

lich werden. Eine Gefahr ist aber, dass die steigende Zahl der Flüge diesen Effekt zunichtemacht. Dagegen würde eine Abgabe auf Flugtickets helfen, die Flüge verteuert. Vor fünf Jahren lehnte das Stimmvolk allerdings ein entsprechendes CO<sub>2</sub>-Gesetz ab.

— **Treibhausgasemissionen durch Konsum**

Der mit Abstand grösste Teil des Schweizer Klimaabdrucks stammt aber aus einer anderen Quelle: den grauen Emissionen. Diese fallen bei der Herstellung von Gütern an, die im Ausland

**Der mit Abstand grösste Teil des Schweizer Klimaabdrucks stammt aus einer Quelle: den grauen Emissionen.**

produziert und in der Schweiz konsumiert werden – von Sojabohnen bis zu Waschmaschinen. Die grauen Emissionen fallen zwar juristisch nicht in den Schweizer Einflussbereich, werden ökonomisch aber durch die Schweizer Nachfrage verursacht. Sie haben sich seit 2000 gar nicht verringert.

Eine Strategie, um diese Emissionen zu verringern, existiert nicht. Möglich wäre, einen CO<sub>2</sub>-Grenzausgleich einzuführen, so wie es die EU seit diesem Jahr macht. Dabei wird ein Importzoll erhoben auf Güter, die aus Ländern stammen, die keine CO<sub>2</sub>-Bepreisung kennen. Davon will der Bund aber vorderhand nichts wissen. Eine Parlamentskommission empfiehlt einzig bei der Zementherstellung, sich diese Lösung zu überlegen.

— **Wie viel Geld**

**Klimaschutz braucht**

Der Bundesrat ist der Ansicht, dass die Schweiz fürs Klima bereits genug unternimmt – der Bund gebe bereits heute rund zwei Milliarden Franken pro Jahr aus, schreibt er in der Botschaft zur Klimafondsinitiative.

Die Initiative fordert ihrerseits Ausgaben zwischen 5 und 10 Milliarden Franken. Die Berechnungen dahinter gehen auf den ehemaligen SP-Nationalrat Roger Nordmann zurück. Er hat dazu ein Buch geschrieben.

Ihm zufolge erfordert die Dekarbonisierung der Schweiz jährlich ungefähr 17 Milliarden Franken an Investitionen. Das Geld müsste eingesetzt werden, um Solaranlagen im grossen Stil zu bauen, um Gebäude nachzurüsten und um die Versorgung mit erneuerbarem, synthetischen Gas sicherzustellen. Nordmann schlägt vor, dass ein staatlicher Klimafonds knapp die Hälfte der Investitionen finanzieren sollte, damit der Umbau rasch genug passiert.

Daneben kursieren auch andere Zahlen. So schätzt die Bankiervereinigung das für netto

null nötige Investitionsvolumen auf 13 Milliarden Franken pro Jahr. Der Bund selbst bezifferte den jährlichen Mehrbedarf an Investitionen in den Energieperspektiven 2050+ auf 4 Milliarden Franken. Die Studien gehen von unterschiedlichen Annahmen darüber aus, wie die Dekarbonisierung realisiert wird, welche klimapolitischen Rahmenbedingungen dabei gelten und wie viel Geld private Investoren ohnehin in die Hand nehmen, um bestehende Anlagen und Infrastrukturen zu erneuern.

Blickt man voraus, dann zeigt sich aber: Es gibt im Zusammenhang mit dem Klimaschutz weitere Ausgaben, deren Finanzierung nicht geklärt ist.

Zum Beispiel muss der Bund laut Gesetz dafür sorgen, dass die Verwaltung bis 2040 klimaneutral arbeitet. Dieses Vorhaben dürfte laut einem Bericht pro Jahr rund 115 Millionen Franken kosten – wobei diese Zahl auch höher ausfallen könnte, wenn man wie vom Gesetz gefordert alle Emissionen berücksichtigt, die entlang der Wertschöpfungskette anfallen.

Zudem betrifft es die Kompensationen im Ausland, die für das Klimaziel bis 2040 nötig sind. Diese dürften laut KliK-Geschäftsführer Marco Berg im kommenden Jahrzehnt fast eine halbe Milliarde Franken pro Jahr kosten.

Ein weiterer Bereich ist die internationale Klimafinanzierung. Ab 2035 sollen Entwicklungsländer jährlich 300 statt 100 Milliarden US-Dollar für die Emissionsminderung und die Anpassung an den Klimawandel erhalten.

— **Die Schweiz wird nachlegen müssen**

Diesem Ziel, das 2024 an der Klimakonferenz in Baku beschlossen wurde, schliesst sich die Schweiz an. Welchen Beitrag sie leistet, will der Bundesrat 2027 entscheiden. Rechnet man mit einer Verdreifachung des bisherigen Betrags, kommt man auf 1,5 Milliarden Franken. Laut der Organisation Alliance Sud wäre aufgrund der Leistungsfähigkeit der Schweiz aber mindestens die doppelte Summe angemessen.

Und schliesslich wird die Schweiz gegen Mitte des Jahrhunderts mehr und mehr Geld ausgeben müssen, um die Restemissionen auszugleichen, die sich nicht vermeiden lassen.

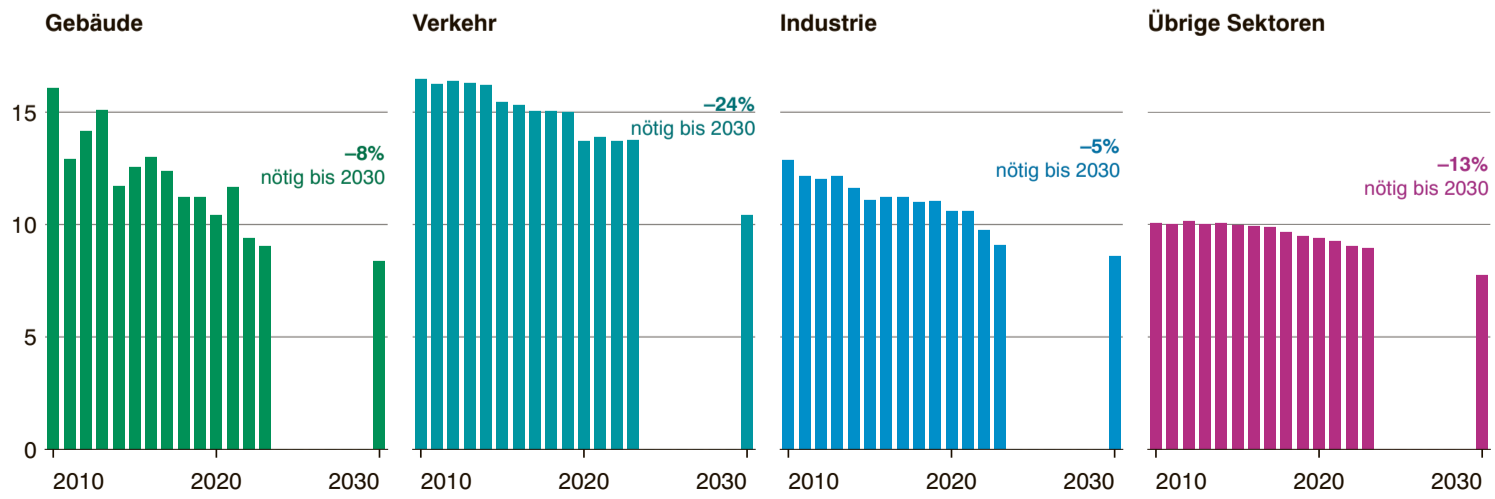
Nach Schätzungen des Bundes geht es dabei um rund 7 Millionen Tonnen CO<sub>2</sub>. Diese müssen jedes Jahr aus der Luft entnommen und im Boden gespeichert werden. Die Kosten dieser sogenannten negativen Emissionen lassen sich nur schwer schätzen.

Der Ausblick macht klar: Die Schweiz hat bei der Dekarbonisierung zwar Fortschritte erzielt. Aber wenn sie ihre Verpflichtungen ernst nimmt, wird sie nachlegen müssen – sei es mit höheren Abgaben und strengeren Grenzwerten oder mit umfangreicheren Förderbeiträgen für klimafreundliche Technologien.

Die Bundesausgaben fürs Klima dürften dabei auch steigen – unabhängig davon, ob die Klimafondsinitiative am 8. März an der Urne durchkommt.

## Beim Verkehr braucht es bis 2030 den stärksten Emissionsrückgang

Inländische Treibhausgasemissionen, in Millionen Tonnen CO<sub>2</sub>-Äquivalenten

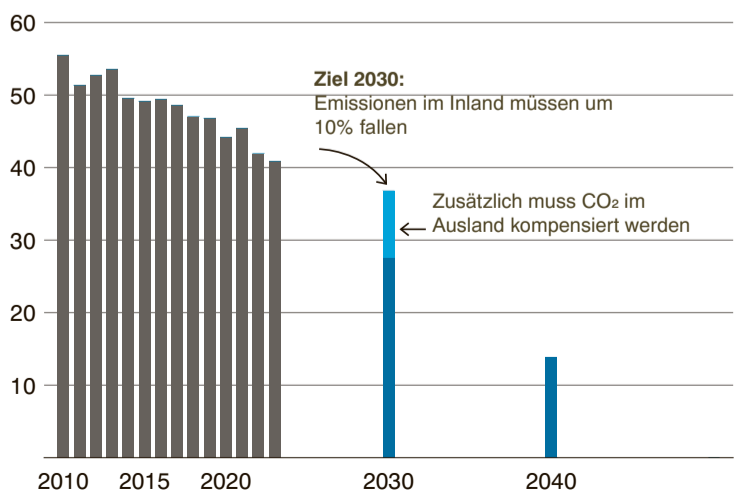


Notwendiger Rückgang im Vergleich zu 2023 zum Erreichen der Ziele für 2030

Grafik: ssc / Quelle: BAFU

## Es wird knapp mit dem Klimaziel

Inländische Treibhausgasemissionen, in Mio-Tonnen CO<sub>2</sub>-Äquivalenten



Emissionen ohne Landverbrauch und Flugverkehr

Grafik: ssc / Quelle: BAFU

# Le boom du gaz des Etats-Unis suscite des craintes en Europe

**ÉNERGIE** Jamais le pays de Donald Trump n'a autant exporté de GNL qu'aujourd'hui et ses principaux clients se trouvent sur le Vieux-Continent. Une Europe qui, sur le front du gaz, est passée d'une dépendance, russe, à une autre, américaine

RICHARD ÉTIENNE

Dans le monde de l'énergie, c'est un changement comme on n'en voit quasiment jamais. En une décennie, les Etats-Unis sont passés d'un pays qui n'exporte pas de gaz naturel liquéfié (GNL) au statut de leader mondial en la matière. Depuis l'arrivée de Donald Trump au pouvoir il y a un an, la tendance s'est encore accélérée. Chaque mois, de nouveaux records sont battus, selon des données publiées par les autorités américaines cette semaine.

Les Etats-Unis ont exporté 111 millions de tonnes de GNL en 2025, devenant ainsi le premier pays à dépasser le seuil des 100 millions de tonnes en un an, selon le cabinet spécialisé LSEG. Ce volume place les exportations américaines près de 20 millions de tonnes devant le Qatar et 23 millions de tonnes au-dessus des niveaux états-uniens de 2024. Les Etats-Unis creusent donc l'écart.

Or la majeure partie de ce gaz part en bateau vers l'Europe, où cette nouvelle ligne commerciale suscite désormais des critiques. Avant la guerre en Ukraine, le Vieux-Continent dépendait largement du gaz russe mais aujourd'hui les flux ont largement été réduits. En décembre, Bruxelles s'est décidé à les interrompre totalement d'ici à l'automne 2027.

## Faut-il s'inquiéter?

L'UE, qui importe plus de 90% de sa consommation gazière, est allée toquer aux portes américaines, qui se sont largement ouvertes. Tant et si bien que le mois dernier, 63% des importations de GNL en Europe sont venues des Etats-Unis et 18% de Russie, selon des données compilées par l'agence Bloomberg. Les 19% restants émanent de pays différents, comme l'Algérie et le Qatar.

«On peut partir du principe que les données de l'UE s'appliquent également à la Suisse», selon un porte-parole de l'Association suisse de l'industrie gazière. La Confédé-



Un méthanier en provenance de Louisiane dans le port de Revithoussa, près d'Athènes. La Grèce s'affirme peu à peu en Europe comme un point d'entrée important pour le gaz en provenance des Etats-Unis. (1ER DÉCEMBRE 2025/ NICOLAS KOUTSOKOSTAS/IMAGO)

ration s'approvisionne en gaz sur les marchés européens.

Ces cinq dernières années, la consommation de gaz en Europe a à peine fléchi. La part du gaz dans le mix énergétique, européen et suisse, tend à diminuer légèrement mais elle reste colossale: le gaz représente un cinquième de la consommation d'énergie finale en Europe et une douzaine de pourcent en Suisse. Quant aux stocks de gaz en Europe, ils sont cet hiver plus bas que d'habitude mais pas dans des proportions inquiétantes, selon l'industrie. Une conséquence d'un hiver froid.

Ces dernières semaines, des responsables européens, dont Teresa Ribera, commissaire chargée de la Concurrence, et Dan Jorgensen, commissaire de l'Energie, ont fait part de leurs inquiétudes quant à la dépendance de l'Union vis-à-vis du GNL américain, en particulier après les menaces de Donald Trump de s'emparer du Groenland.

Le chancelier allemand, Friedrich Merz, s'est rendu au Moyen-Orient au début du mois pour diversifier les sources d'approvisionnement énergétique de son pays. Les pays européens lorgnent le gaz du Qatar, du Canada et d'Afrique du Nord.

Lors d'une conférence à Doha le 4 février, le patron du négociant genevois Trafigura, Richard Holtum, s'est pour sa part dit «pas particulièrement inquiet d'une éventuelle dépendance de l'Europe vis-à-vis du GNL américain», estimant que l'UE peut changer de partenaires.

## «Guerre économique»

La part croissante des Etats-Unis sur les marchés gaziers? «Le résultat d'une guerre économique», selon une source qui travaille dans les matières premières en Suisse. Elle constate que Donald Trump martèle qu'il veut rendre son pays autonome sur le front énergétique et relève que les actifs internationaux de Lukoil, un groupe russe présent à Genève et mis sous sanctions occidentales, ont été repris par un fonds américain, Carlyle. Gunvor, un négociant genevois qui était aussi candidat à un tel rachat, a été traité de «marionnette du Kremlin» par l'administration Trump avant de se retirer.

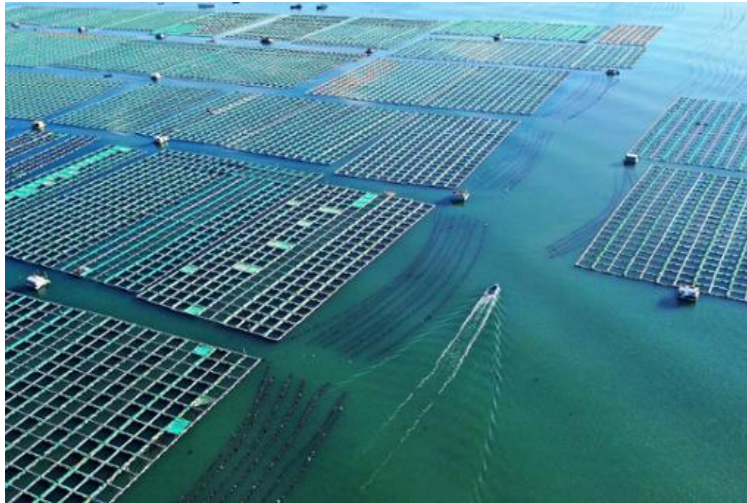
Les marchands suisses sont très actifs sur ce marché. Sur son site, TotalEnergies, dont les équipes de négoce de gaz s'activent à Genève, se targue d'être le principal exportateur de GNL états-unien depuis

2021. Début février, Mercuria s'est entendu avec l'entreprise américaine Commonwealth LNG sur des grosses quantités de gaz. Ce même trader a signé en septembre un contrat avec une compagnie turque pour importer du GNL dans ce pays.

La Turquie est devenue l'un des principaux acheteurs de gaz américain ces derniers mois. L'Egypte, qui a signé dans ce cadre des contrats avec les genevois Trafigura et Vitol, aussi. En novembre, Vitol s'est associé à un exportateur américain, Delfin LNG. En décembre, le trader genevois s'est engagé à fournir du gaz en Colombie. MET Holding, une firme basée à Zoug, a annoncé avoir triplé ses cargaisons de GNL et avoir livré de nombreux pays en Europe. Gunvor, malgré ses déboires avec Washington, veut investir dans des actifs gaziers aux Etats-Unis, selon Reuters.

Le boom du GNL devrait contribuer à hauteur de 1300 milliards de dollars au PIB américain d'ici à 2040 et générer 166 milliards de dollars de recettes fiscales, selon le cabinet S & P Global. Et ce ne serait que le début, selon l'Agence d'information sur l'énergie américaine qui anticipe que les capacités d'exportation de GNL des Etats-Unis vont plus que doubler d'ici à 2030. ■

## La perte de biodiversité menace les entreprises



Une ferme marine de la ville de Rongcheng, dans la province du Shandong, en Chine, le 13 novembre 2025. WANG FUDONG/XINHUA VIA AFP

Perrine Mouterde

### La nouvelle évaluation de l'IPBES, publiée le 9 février, évoque un « risque systémique et généralisé » sur l'économie

**U**n agriculteur dont les récoltes dépendent des pollinisateurs, une papeterie qui s'approvisionne en bois, une pêcherie sensible à l'état des stocks de poissons, mais aussi un supermarché, une agence de voyages, une compagnie d'assurances, un magasin de vêtements... De près ou de loin, toutes les entreprises sont à la fois dépendantes de la nature et ont un impact sur celle-ci. Or, aujourd'hui, la perte de biodiversité, liée notamment à l'activité de ces sociétés, fait peser un « *risque systémique et généralisé* » sur l'économie, la stabilité financière et le bien-être humain.

Tels sont les principaux messages du nouveau rapport de la Plateforme intergouvernementale scientifique et politique sur la biodiversité et les services écosystémiques (IPBES) – le « GIEC de la biodiversité » –, publié lundi 9 février. « *Les entreprises et les autres acteurs-clés peuvent soit ouvrir la voie à une économie mondiale plus durable, soit risquer de provoquer l'extinction... à la fois d'espèces dans la nature, mais aussi potentiellement d'eux-mêmes* », a résumé Matt Jones, l'un des trois coprésidents de l'évaluation, responsable impacts au sein du Programme des Nations unies pour l'environnement.

« *La perte de biodiversité est l'une des menaces les plus graves pour les entreprises*, a aussi déclaré un autre coprésident, Stephen Polasky, économiste et professeur à l'université du Minnesota (Etats-Unis). *Pourtant, il semble souvent plus rentable pour les entreprises de dégrader la biodiversité que de la protéger.* » En janvier, un rapport du Forum économique mondial a classé la perte de biodiversité et l'effondrement des écosystèmes comme le deuxième risque le plus important, après les événements climatiques extrêmes, pour les dix prochaines années.

Cette évaluation de l'IPBES sur les entreprises et la biodiversité a mobilisé pendant trois ans près de 80 experts, issus du monde scientifique et du secteur privé, et originaires de 35 pays. De multiples sources ont été prises en compte pour établir un état des lieux des connaissances scientifiques sur le sujet. Le résumé aux décideurs, d'une quarantaine de pages, a été adopté par les représentants de quelque 150 gouvernements lors d'une session plénière de l'IPBES à Manchester (Royaume-Uni). L'administration de Donald Trump n'était pas représentée, les Etats-Unis ayant annoncé leur retrait de l'IPBES début janvier.

### Actions à mettre en œuvre

Ce rapport rappelle d'abord que la nature procure des biens et des services indispensables aux entreprises et à l'économie en général : elle fournit des matériaux, des aliments et des ressources génétiques, contribue à la régulation du climat et de l'environnement (en limitant les crues par exemple) et participe au bien-être humain

(loisirs, culture, santé...). Si la dépendance à l'environnement de certains secteurs (agriculture, secteur pharmaceutique, tourisme...) paraît évidente, elle est plus indirecte, mais tout aussi réelle, pour les autres champs d'activité.

Certains biens, alimentaires par exemple, sont commercialisés très loin du lieu où ils sont produits ou longtemps après avoir été fabriqués. « *Beaucoup de secteurs ne réalisent pas à quel point ils sont dépendants de la biodiversité, notamment dans leur chaîne de valeur ou d'approvisionnement* », insiste Philippe Grandcolas, écologue et directeur de recherches au CNRS, qui a suivi la plénière de l'IPBES à Manchester, mais n'a pas contribué au rapport.

Les entreprises nuisent également toutes à la biodiversité, dont la perte s'est accélérée au cours des dernières décennies en raison du développement économique et de changements dans les modes de production et de consommation. Les secteurs de l'agriculture, de la sylviculture, de la pêche, de l'énergie et de l'électricité, des mines et des carrières, de la construction, du transport et de l'entreposage sont identifiés comme ayant des impacts directs « *quantifiés* » et « *relativement élevés* ».

Ces conséquences négatives pour l'environnement sont pourtant encore très peu prises en compte par le secteur économique, voire pas du tout : moins de 1 % des entreprises publient des rapports faisant état de leurs impacts sur la nature. De la même façon, ni les rapports trimestriels des entreprises ni le marché ne prennent en compte la valeur réelle des services fournis par la nature ou le coût des dégâts causés par certaines activités.

Au-delà du constat, les auteurs de l'IPBES affirment que, pour les entreprises, mieux protéger l'environnement représente également une « *opportunité* » importante. « *Si vous êtes un complexe hôtelier situé sur une côte, protéger les habitats et la barrière de corail va vous permettre de protéger l'hôtel lui-même et de développer l'activité touristique* », détaille Stephen Polasky.

« *Pour la première fois, un rapport de l'IPBES dit clairement que la biodiversité est indispensable aux entreprises, mais aussi qu'elle est un moyen de créer de la richesse et de développer des activités*, salue aussi Barbara Pompili, l'ambassadrice française à l'environnement. *Les rapports scientifiques ne donnent pas uniquement des mauvaises nouvelles.* »

Le rapport liste des actions que les sociétés peuvent mettre en œuvre dès maintenant, telles que réduire leurs déchets ou leurs émissions de gaz à effet de serre. Mais il insiste aussi sur le fait qu'elles ne pourront pas changer la donne à elles seules : le gouvernement, les institutions financières ou encore la société civile doivent agir, à leur échelle, pour créer un « *environnement propice* » à la préservation de la biodiversité. Les experts identifient ainsi cinq domaines-clés à faire évoluer : le cadre politique, juridique et réglementaire ; les systèmes économiques et financiers ; les valeurs sociales et les normes ; la technologie et les données ; et les capacités et les connaissances.

## **Nombreuses relectures**

Parmi les mesures à mettre en œuvre figure, par exemple, la suppression des subventions néfastes à l'environnement, alors que pour chaque dollar dépensé pour protéger la nature au niveau mondial, 30 dollars (25,30 euros) en financent la destruction. « *Les entreprises dépendent d'un écosystème : il y a les banques, les investisseurs, les concurrents, les clients, la réglementation... Il faut vraiment que toutes les parties prenantes s'impliquent* », souligne Philippe Grandcolas.

Des représentants des entreprises ont, en tout cas, participé à la rédaction de cette évaluation, des experts ayant, par exemple, été nommés par TotalEnergies, le Crédit agricole ou Solvay (chimie). Un choix défendu par les coprésidents, qui estiment qu'il permet à leurs travaux de ne pas être hors sol et déconnecté de la réalité. Ils rappellent que des garde-fous ont été mis en place pour éviter tout conflit d'intérêts et que l'évaluation a été soumise à de nombreuses relectures pour être « *absolument rigoureuse et fondée la science* ». « *Il y a eu une très large participation des gouvernements, des entreprises, des scientifiques, d'associations... A la fin, le résultat ne peut pas être influencé par un seul secteur* », insiste Stephen Polasky.

# La Suisse cherche une issue face au durcissement chinois

**COMMERCE EXTÉRIEUR.** Derrière les négociations sur la mise à jour de leur accord de libre-échange, la relation économique entre Berne et Pékin se complexifie. Depuis 2024, l'Empire du Milieu a renforcé ses contrôles à l'exportation.

**Jonas Follonier**

Alors que la Chine et la Suisse officielles ont célébré en octobre dernier le 75<sup>e</sup> anniversaire de leurs relations diplomatiques, la première puissance asiatique a fortement durci depuis 2024 le cadre réglementaire appliqué à ses partenaires commerciaux. La surveillance de l'utilisation des transferts de technologie, des restrictions en matière d'octroi de licences pour les minéraux stratégiques ou encore des contrôles de l'exportation des terres rares sont ainsi appliqués, comme l'explique un rapport de Switzerland Global Enterprise paru le 6 janvier. L'organisation mandatée par la Confédération pour assister les entreprises exportatrices voit ces mesures comme autant de potentielles «armes dans les différends commerciaux».

Aucun mécanisme de compensation par rapport à ces exigences accrues n'est prévu dans l'accord de libre-échange (ALE) existant entre Berne et Pékin. Or, ce traité fait justement l'objet de négociations entre les deux pays en vue d'une modernisation et renvoie aux dispositions de l'Organisation mondiale du commerce (OMC) relatives aux restrictions à l'exportation. Sollicité, le Secrétariat d'Etat à l'économie (Seco) laisse entendre que le nouveau contrôle chinois des exportations figure parmi les objets des pourparlers. «Dans le cadre de ces négociations, la Suisse s'engage en faveur de l'intégration de dispositions supplémentaires, notamment dans le domaine des restrictions à l'exportation,



keystone

**Port de Shanghai.** Les importations venant de Chine se sont montées à 17,9 milliards en 2024. La Suisse présente cependant un déficit commercial si l'on exclut l'or, dont les exportations en Chine avoisinent les 21 milliards.

qui concernent également les terres rares, indique par écrit une porte-parole. L'issue de ces discussions reste toutefois incertaine.»

## Premiers résultats pour les services

Les premiers pourparlers en vue du développement de l'ALE ont eu lieu à Pékin en mars 2025. Une deuxième ronde de négociations s'est tenue à Genève en juillet, puis une troisième à Pékin en novembre. La quatrième est annoncée par la Confédération «pour le premier trimestre 2026». Cette dernière n'a envoyé aucun communiqué aux médias à l'issue de ces discrètes réunions. Selon une source proche du dossier, des discus-

sions devraient avoir lieu cette semaine même.

La Suisse et la Chine se sont pour l'heure mises d'accord dans le domaine de la concurrence et des services, notamment financiers. Des zones de friction subsistent cependant entre les deux Etats. Le rapport du Seco publié à l'issue de la dernière ronde de pourparlers présente notamment les «intérêts industriels et agricoles suisses» comme «insuffisamment couverts» et évoque des désaccords sur le commerce électronique et la protection des données. En outre, des discussions sur les standards de travail «restent en suspens». La Chine constitue un débouché de premier plan pour les entreprises helvétiques, qui

y acheminent de plus en plus de biens depuis l'entrée en vigueur de l'ALE le 1<sup>er</sup> janvier 2014. Ces exportations ont atteint en 2024 un volume de 37,3 milliards de francs, soit environ le double que dix ans auparavant. Les importations venant de Chine, elles, se sont montées à un total de 17,9 milliards la même année. La Suisse présente cependant un déficit commercial si l'on exclut l'or, dont les exportations en Chine ont tuteuré les 21 milliards. Le métal jaune constitue la première marchandise acheminée par la Confédération, mais est exclu de l'ALE existant. Toutefois, l'Empire du Milieu ne taxe pas l'importation d'or, quelle que soit sa provenance.■

# Lutte anti-corruption en léger recul

**CLASSEMENT.** Le pays pointe au 6<sup>e</sup> rang de l'indice mondial 2025 de Transparency International, perdant une place. Les risques dans le secteur public inquiètent l'ONG.

La lutte contre la corruption doit être améliorée en Suisse, estime Transparency International. La Confédération a perdu une place et se retrouve 6<sup>e</sup> du classement par pays, selon l'Indice de perception de la corruption (CPI) 2025, publié mardi par l'ONG.

La Suisse a obtenu 80 points sur 100. Certes, cela ne représente qu'un point de moins que l'année dernière, mais depuis 2015 le pays en a perdu six, ce qui représente un «recul considérable», souligne Transparency International Suisse dans un communiqué. Sur la même période, la moyenne des pays d'Europe occidentale a baissé de deux points.

---

*Transparency International plaide pour la mise en place de stratégies contre la corruption aux niveaux cantonal et communal, lesquels en sont dépourvus.*

---

«Ces dix dernières années, la proportion de personnes des milieux économiques suisses qui considèrent la corruption de fonctionnaires comme une pratique courante a fortement augmenté, tandis qu'une autre étude souligne un affaiblissement des institutions de lutte contre la corruption», relève Urs Thalmann, directeur de Transparency International Suisse.

Cette baisse suggère que le risque de corruption dans le secteur public augmente, alors même que des domaines particulièrement problématiques en Suisse, comme le blanchi-

ment d'argent et la corruption transnationale, ne sont pas pris en compte dans l'indice, écrit Transparency International.

Pour l'ONG, la lutte contre la corruption en Suisse peut être améliorée à tous les échelons politiques. Si elle juge la nouvelle stratégie contre la corruption du Conseil fédéral comme un «instrument fondamental» pour prévenir la corruption dans l'administration fédérale, Transparency déplore que certains domaines comme la promotion de la transparence du lobbying au niveau de l'administration n'y figurent pas. De plus, le groupe interdépartemental n'est pas suffisant. Il faut une véritable autorité anti-corruption.

L'ONG plaide aussi pour la mise en place de stratégies contre la corruption aux niveaux cantonal et communal, lesquels en sont pour l'instant dépourvus. Les cantons représentent 43% des dépenses publiques en Suisse, les communes 24%. Le potentiel de corruption dans le secteur public y est élevé, en particulier en matière de népotisme et conflit d'intérêts.

La Suisse partage la 6<sup>e</sup> place du classement avec la Suède. Le Danemark, la Finlande et Singapour occupent les premières places. A l'opposé, le Soudan du Sud, la Somalie et le Venezuela occupent les dernières.

En Europe occidentale et dans l'Union européenne, le score moyen est de 64 points. Au niveau mondial, il se situe à 42. L'indice de perception de la corruption a été établi pour 182 pays. Cet indice composite résulte d'une combinaison de cinq à treize indices, enquêtes et évaluations. (ats)